nete und tüchtige Handwerker, Arbeiter, Landbauer usw. müssen vorhanden sein.

Da wir die Zusammensetzung der schon in Wien, Prag und anderen Städten vorhandenen Vereine nicht kennen, ist auch über das Gelingen der Unternehmung, die schon demnächst in Praxis treten soll, Prophezeiungen zu machen unmöglich. Die Voraussetzung aber, daß schon die Unzufriedenheit mit der heutigen Wirthschaftsordnung und der berechtigte Eigennutz als Schild gegen alle Schwierigkeiten und den sich ergebenden Mißmuth genügen sollen, scheint sehr gewagt. Aber auch hier darf Dr. Hertzka auf sein allgemeines Prinzip der freien Waltung der Kräfte sich verlassen, die Untüchtigen werden abfallen, die Begeisterten und wirklich Interessirten verbleiben. Wie sich die thatsächlichen Erfolge zu den heutigen Plänen, Hoffnungen und Befürchtungen verhalten werden, muß die Zukunft lehren. Immerhin ist jeder Versuch dieser Art ein Beweis der Unzulänglichkeit der heutigen Zustände, ein Keil, der in den Bau der heutigen Gesellschaft geschlagen wird, ein erwünschtes Experiment sozialistischer Theorien, und deshalb auch der Arbeiterbewegung höchst willkommen!*)

*) Nach unserer Ansicht ist die Freiland-Bewegung nicht all des Lobes werth, welches ihr unser geschätzter Mitarbeiter zu Theil werden läßt. Wir werden uns demnächst des Näheren dazu aussprechen. Anm. d. Red.

Zur Tagesgeschichte.

Deutsches Reich.

Dresden, 5. September.

— Es scheint also doch ein **Nothstand** vorhanden zu sein, sogar nach Ansicht der — Reichsregierung. Gleichsam über Nacht wird das deutsche Volk mit einer nicht unwillkommenen Gabe, um die es lange, lange hat betteln müssen, bedacht. Eine kaiserliche Verordnung vom 3. September 1891 hat mit Zustimmung des Bundesraths das berüchtigte **Verbot der Einfuhr von Schweinefleisch, Würsten, Speck und Schinken aus Amerika aufgehoben.** Seit 1883 bestand dieses Verbot, eine der Giftfrüchte Bismarck'scher Wirthschaftspolitik. Geschaffen war es und zu Gute kam es einzig und allein den Schooßkindern des heutigen Systems, den Herren Großgrundbesitzern. Zwar gab man vor, daß durch die Einfuhr amerikanischer Schweinewaaren die Trichinengefahr in Deutschland vermehrt werde. Vergeblich erklärten alle möglichen Gutachten bewährter Mediziner, daß davon keine Rede sei. Das Agrarier-Interesse siegte; sie hielten sich mit Hilfe der Staaten die fremde Konkurrenz vom Halse und ließen sich für Schinken und Speck vom deutschen Volke enorme Preise zahlen; dabei war es fürwahr ein schwacher Trost, daß der deutsche Arbeiter das patriotische Glück hatte, für die hohen Preise vom „nationalen Schwein" zu essen. Amerikanischer Schinken und und Speck sind bedeutend billiger als deutsche Fabrikate und darum großen Theilen der Bevölkerung zugänglich, welche nicht die Mittel haben, die deutsche Waare zu erstehen. Insbesondere in den industriellen Bezirken von Rheinland und Westfalen spielte früher der amerikanische Speck in den Speisesälen der Arbeiter eine bedeutende Rolle. Jahraus jahrein wurde um die Aufhebung dieses Einfuhrverbots durch Petitionen in der Presse und im Reichstage von der sozialdemokratischen und freisinnigen Partei gekämpft. Aber die Agrarier setzten ihre Maske der „Volksfreundlichkeit" auf; sie behaupteten, daß einzig die Fürsorge für die Gesundheit des armen Mannes ihre mitleidsvollen Herzen bewegen; sie priesen das „nationale Schwein" in allen Tonarten und steckten Riesensummen in ihre nimmersatten Taschen! Die Gefahr, daß die so wie so schon hohen Fleischpreise in Folge der hohen Getreidepreise noch weiter wachsen würden, da die Fütterungskosten für das Vieh vertheuernd einwirken, scheint nunmehr die Regierung zu der Aufhebung des Einfuhrverbots veranlaßt zu haben. Damit hat die Regierung stillschweigend den herrschenden Nothstand anerkannt; sie mag wohl doch allmälig einsehen, daß ihre bisherige Haltung in der Ernährungsfrage des Volkes geeignet ist, ihr alle Freunde, die sie etwa besessen, zu rauben. Wir verlangen aber, daß auch in anderen Beziehungen endlich das Agrarierinteresse hinter demjenigen der großen Mehrheit des Volkes zurücktritt. Wir fordern Aufhebung des 20 Mark-Zolles, welcher immer noch den amerikanischen Speck und Schinken vertheuern wird und vor allem **schleunigste und gänzliche Aufhebung der Kornzölle, deren Beibehaltung täglich und stündlich unserer Nation unendlichen Schaden zufügt!**

— Der Zwiespalt im Herzen des **Deutsch-Freisinns** kam wieder einmal recht anmuthig bei Gelegenheit der Sedanfestartikel zum Vorschein. Eugen Richter gilt bekanntlich als Führer der „radikalen" Richtung, der sog. Wasserstiefler. Da ist es denn erbaulich anzusehen, wie dieser Herr, nicht unähnlich den patriotischsten Nationalliberalen den Sedantag als eine „glorreiche Zeit", das Erinnerungsfest daran als einen „Festtag des deutschen Volkes" usw. bezeichnet und „den Massenmord in den verschiedenen Schlachten „mit dankbarer Erinnerung" lobpreist. Wer eine solche Sprache führt, hat nicht nur den Anspruch, „Volksfreund", sondern auch nur „freisinnig" zu heißen, völlig verwirkt. Eine solche Kriecherei vor den Götzen der Gewalt und der patriotischen Phrase wird dem Freisinn bald alle etwaigen Sympathien, die er noch in den breiteren Schichten des Volkes hat, rauben. Wenn die kleinen freisinnigen Provinzblättchen bei uns in Sachsen ihrem großen Eugen nicht folgen und den Sedantag als das, was er ist, als eine unmenschliche, ans Kannibalische grenzende Mordfeier, brandmarken, so mögen sich hierdurch die Arbeiter nicht bethören lassen; diese Provinzblätter verstehen es eben ausgezeichnet, Abonnentenfang zu treiben; die freisinnige Partei muß nach dem Thun ihrer maßgebenden Führer beurtheilt werden. Man sieht, welcher Humbug und Unehrlichkeit im freisinnigen Lager vorherrscht, um den kleinen Mann auf den Leim zu locken. Möge er sich in Acht nehmen; die Freisinnigen verstehen das „Fell über die Ohren ziehen" ebensogut wie die Konservativen.

— **Dem Magistrat von Berlin** (zu Händen des Oberbürgermeisters v. Forckenbeck) ist ein sonderbares Schriftstück zugegangen. Derselbe hatte ansehnliche Mittel aus dem Stadtsäckel zur Bewirthung der Theilnehmer des bevorstehenden deutschen Schriftstellertages (Literarischen Kongresses), der in Berlin tagen soll, bewilligt. Nun aber erklärt das Komitee zur Vorbereitung des Schriftstellertages in einem längerem Schreiben dem Magistrat, daß die deutschen Schriftsteller das Vermögen der Stadt nicht für einen Festschmaus in Anspruch nehmen möchten. In demselben heißt es: „Seitdem der Beschluß gefaßt wurde, dem deutschen Schriftstellertage mit Aufbietung einer namhaften Summe einen der gewohnten und vielberühmten Gastfreundschaft der Stadt Berlin würdigen Empfang zu bereiten, haben sich indessen die öffentlichen Zustände derart schwierig gestaltet, **daß es weiten Kreisen nicht angemessen erscheinen dürfte, aus öffentlichen Mitteln Feste zu feiern.** So sehr das unterzeichnete Komitee überzeugt ist, daß die Stadt Berlin und ihre berufenen Vertreter in Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung aus eigener Initiative nicht verzichten würden auf die angeregte festliche Anerkennung des deutschen Schriftstellerstandes, so sehr weiß es, daß es Sache der deutschen Schriftsteller ist, auf die Empfindungen der Volksseele zu achten und den Zeichen der Zeit ihr Auge nicht zu verschließen." Ebenso anständig wie diese Handlungsweise des Schriftsteller-Komitees ist, ebenso verwunderlich muß wohl die Bescheidenheit desselben dem Berliner Magistrat erscheinen. Diese freisinnige Körperschaft pflegt bekanntlich Arbeitslosigkeit, Nothstand, Elend der Bevölkerung niemals zu erkennen, sondern mit beharrlicher Ueberzeugungstreue abzuleugnen. Diese dummen Federhelden, werden die freisinnigen Stadtväter denken, lassen sich einen solennen und nichts kostenden Festschmaus entgehen! Solche Bescheidenheit ist doch gar zu albern!

— **Die Organisation des Unternehmerthums** macht immer weitere Fortschritte. In den Tagen vom 6. bis 8. d. M. wird in Köln eine Versammlung von Delegirten deutscher Gewerbevereine zwecks Gründung eines Verbandes stattfinden. Diese Vereine, die fast alle unter zünftlerischem Einflusse stehen, haben im Laufe der letzten Jahre eine bedeutende politische Thätigkeit entfaltet, ohne daß die Polizei an einem Inverbindungtreten derselben Anstoß genommen hätte. Mögen die Arbeiter sich die Koalitionsbestrebungen des Unternehmerthums immerfort eine Mahnung sein lassen, mit äußerster Energie für ihre Organisation thätig zu sein!

— **Parteinachrichten.** Im sozialdemokratischen Wahlverein des 6. Berliner Reichstagswahlkreises wurde am vorigen Dienstag die Diskussion über das Thema „Kritik und Disziplin" fortgesetzt (s. Nr. 200 der „Sächs. Arb.-Ztg.").

Genosse Ernst wendet sich gegen die Ausführungen Auer's in der vorigen Versammlung. Wenn man nicht damals verbindlich anerkennen wolle, was Einer wirklich gesagt hat, sondern was er gesagt haben will, so müsse er dies als einen Jesuitismus sondergleichen bezeichnen. Auer fragt fortwährend, was wir eigentlich wollen, wir sollen es konkret bezeichnen. Das sei aber die Taktik der Gegner, die seit 20 Jahren unsere Abgeordneten im Parlament bestürmen, sie sollen konkret ihre Ziele angeben, ohne daß eine Antwort erfolgt ist; nun könnte man ja auf unsere Antwort auch 20 Jahre warten. Wir scheuen uns aber nicht, unsere Forderungen auszusprechen, und wer sie nicht kennt, der mag sie im Flugblatt nachlesen. Auer sagt, wir machen uns den Gegner erst zurecht, wie wir ihn gebrauchen. Das ist aber gerade Ihre Kampfesweise, z. B. gegen den Anarchismus, dessen Vertreter Sie durch die Bank der Polizei-Spitzelei bezichtigen, damit Sie nachher jeden Genossen, der nicht Ihrer Meinung ist, als Spitzel verdächtigen können. Um alle unsere Beschwerdepunkte festumgrenzt zu formuliren, wird es nöthig, daß sich die Opposition organisirte; dann würden wir aber erstens aus der Partei hinausgeworfen werden und zweitens könnten wir, die Opposition, zur Uebereinstimmung in unseren Forderungen nur durch Kompromisse gelangen, Kompromisse aber führen zur Phrase. Auf die Frage, wer sich denn von den Abgeordneten so sehr für den Parlamentarismus begeistert habe, nenne ich z. B. Liebknecht, der vor 1½ Jahren sagte, durch den Parlamentarismus wäre Alles zu erreichen. In dem Ausspruch Bebel's, er werde der Opposition Gelegenheit zur Gründung einer eigenen Partei geben, zeigt sich eine solche Fülle von Diktatur und Unduldsamkeit, daß eine Gegendemonstration voll berechtigt war. Auer hat die Behauptungen des Flugblattes, daß der revolutionäre Geist der Bewegung durch die Führer ertödtet werde, daß die Beschlüsse mit Rücksicht auf andere Parteien und Gesellschaftsklassen zu Stande kämen usw., bestritten. Nun hat aber Grillenberger im Reichstag gesagt, die Partei hätte nie auf dem Boden des Marx'schen Ausspruches von „der Diktatur des Proletariats" gestanden, ohne daß die Fraktion Einspruch erhoben hat. Liebknecht spricht vom Hineinwachsen des gegenwärtigen in den sozialistischen Staat. Abg. Heine hatte im Magdeburger Geheimbundprozeß den traurigen Muth, zu erklären, er stehe auf dem Boden der kaiserlichen Erlasse. Beim Tode Kaiser Friedrichs ließ Grillenberger die „Fränkische Tagespost" mit einem Trauerrande erscheinen. Das „Volksblatt" brachte ebenfalls einen byzantinischen Artikel über Kaiser Friedrich, und ich bitte Auer, zu sagen, wer der Verfasser ist. Rücksicht auf andere Gesellschaftskreise hat Auer selbst mit seinem Antrag, vorläufig erst den 10stündigen, dann den 9stündigen und erst von 1898 ab den 8stündigen Arbeitstag zu verlangen, geübt. Auer nennt die Kritik des Flugblattes verläumderisch und gemein, und doch heißt es in diesem: „Nicht Unehrlichkeit werfen wir den Führern vor, sondern allzu große Rücksichtnahme auf alle möglichen Machtfaktoren, hervorgegangen aus der veränderten Lebensstellung und der zu geringen Fühlung mit dem Proletarierelend." Ja wohl, während Sie sich in oratorischen Leistungen ergehen, hören wir den Verzweiflungsschrei des verhungernden Volkes! Liebknecht, Auer und Fischer haben erklärt, hinter der Berliner Opposition stecken 4—5 unehrliche Elemente. Ich verlange Auskunft, wer diese sind, aber auch klipp und klar. Bis zum Gegenbeweis halte ich diese Behauptung für verläumderisch. Wir machen Opposition zum Besten der Partei; wenn wir keine machten, würden wir unsere persönlichen Interessen besser gewahrt haben. Nicht wir haben mit Beschimpfungen begonnen, sondern man hat uns von vornherein mit ganz gemeinen Schimpfnamen überhäuft. Wir warnen, den bisherigen Weg weiter zu verfolgen! Durch Vergewaltigung der Opposition werden Sie uns nicht dahin bringen, unsere Meinung fallen zu lassen; Sie werden sich nur einen Hofstaat von ekeln Heuchlern und Schwindlern im eigenen Lager groß ziehen; die ganze Korruption, mit der das Herrscherthum verbunden ist, wird kommen. Und dann haben Sie die Partei so weit, — wie sie unsere Gegner wünschen.

Gegen die Ausführungen wandten sich zunächst die Genossen Maaß und Koopmann, während Schwalbe sich auf den Standpunkt der Opposition stellte. Die Redezeit wird nunmehr auf 15 Minuten festgestellt. Betz ist nicht einverstanden mit dem vorjährigen Aufruf zu den Stichwahlen, tadelt die Haltung der Fraktion zur Maifeier. Er hält die Anwesenheit von so vielen sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag für überflüssig und ist der Ansicht, daß wenn seine Rathschläge nicht Beachtung finden, die Opposition in Berlin und im Reiche mächtig anschwellen werde. Thierbach spricht gegen die Anschauungen der Opposition, während Biester meinte, daß die gegen die Parteileitung sprechenden Beweise so wuchtig seien, daß von Mängeln nicht mehr gesprochen werden könne. Er erklärt sich in der Militär- und Kriegsfrage für den Standpunkt Nieuwenhuis.

Auer: Er sei gefragt worden, ob er wisse, daß bei Gelegenheit des Todes von Kaiser Friedrich ein Parteiorgan mit Trauerrand erschienen sei? Er müßte erklären, daß ihm davon nichts bekannt sei. (Zuruf „Fränkische Tagespost"! Grillenberger!) Ich glaube nicht, daß Grillenberger das gethan, wenn es aber wäre, so habe ich nur zu erklären, daß auch Grillenberger das Recht hat, einmal eine Dummheit zu machen. Die können doch nicht alle von der Opposition allein gemacht werden. (Beifall und Widerspruch.) Was den Leitartikel im „Berliner Volksblatt" beim Tode Kaiser Friedrich anlangt, so bemerke ich, daß ich diesen Artikel geschrieben habe. (Stürmisches Aha! Große Unruhe.) Es ist mir sehr gleichgiltig, ob Sie Aha schreien. Ich weiß, daß dieser Artikel nicht gegen die Parteiprinzipien verstoßen hat. (Stürmischer Widerspruch.) Der Artikel hat die Runde gemacht durch unsere ganze Parteipresse. In der damaligen Situation und der Lage unserer Partei mußten wir zu dem Vorgang Stellung nehmen. In dem Artikel geschah dies in einer Weise, welche die Parteiehre vollständig intakt hielt, unseren Todfeinden aber sehr unbequem war. Deshalb bin ich noch heute stolz darauf, diesen Artikel geschrieben zu haben. (Heftiger Lärm.) Ob Sie mein Verhalten tadeln, ist mir sehr gleichgiltig, Sie, die Sie, wie es heute Abend wieder geschieht, die Partei zum Gaudium der Gegner so sehr schädigen, haben zu einem Tadel gar kein Recht. (Stürmischer Beifall und heftiger Lärm, Rufe: Pfui!) Ich verwerfe ebenfalls die Majorisirung, ich bin aber der Meinung, daß Sie nicht eher Recht haben, ehe der Parteitag sich nicht für Ihre Ansichten entschieden hat. Ich sage nicht: man solle, wenn die Majorität gesprochen, sich platt auf den Bauch legen, aber wir sind doch als Demokraten genöthigt, uns dem Beschlusse der Majorität zu fügen. (Beifall und Lärm.)

Madame Bovary.

52. Fortsetzung.] [Nachdruck verb.

Sittenbild aus der Provinz von **Gustave Flaubert**.

Herr Bournisien war widerstandsfähiger und bewegte noch eine geraume Zeit leise seine Lippen, dann senkte sich ganz allmälig sein Kinn, das Buch fiel ihm aus der Hand und er begann zu schnarchen.

So saßen sie einander gegenüber, nach allem Zwist vereinte sie die gleiche menschliche Schwäche.

Als Karl wieder eintrat, ließ er sie ruhig schlafen. Er kam zum letzten Mal, um seiner Frau Lebewohl zu sagen.

Das Räucherwerk brannte noch und die bläulichen Dämpfe verloren sich in dem Nebel, der durch das Fenster ins Zimmer drang. Es war eine milde Nacht, einige Sterne funkelten am Himmel.

Das Wachs der Kerzen floß auf das Bettuch, Karl starrte in die Flamme, bis ihm die Augen schmerzten.

Das seidene Kleid schimmerte hell wie das Licht des Mondes. Sie verschwand fast unter der glänzenden Hülle und es erschien ihm, als verflüchtige sich ihre Erscheinung, als ströme sie davon mit dem Winde in der Stille der Nacht, als entschwebe sie mit den Düften, die durch das Zimmer wogten.

Plötzlich sah er sie in Tostes, auf der Gartenbank unter dem blühenden Weißdornstrauch, und wie sie damals im Sonnenregen von ihm Abschied nahm auf der Freitreppe von Bertaux. Er hörte noch das Lachen der lustigen Burschen, die an ihrem Hochzeitstage tanzten unter den Apfelbäumen. Ihr Brautgemach war erfüllt mit dem süßen Duft ihrer Haare und ihr seidenes Kleid knisterte, als er sie liebend umschlang. Dort lag sie nun vor ihm im weißen Kleid!

Er durchlebte noch einmal das Glück seines Lebens, er sah ihre Bewegungen, ihre Stellungen und hörte den Klang ihrer Stimme. Und seine Verzweiflung wuchs und erneute sich unaufhörlich wie Meereswogen, die an eine Felsenküste branden.

Eine unbezwingliche Neugierde überkam ihn plötzlich, langsam, mit verhaltenem Athem hob er mit den Fingerspitzen den Schleier empor. Aber mit einem gellenden Schrei ließ er ihn zurückfallen. Die beiden erwachten und führten ihn hinaus.

Bald darauf kam Felicite und sagte, daß er Haare von ihr verlange.

„Schneiden Sie ihr welche ab," sagte der Apotheker.

Aber sie hatte den Muth nicht dazu und so näherte er selbst sich dem Leichnam mit der Scheere. Er zitterte so stark, daß er die Haut an einigen Stellen verletzte. Endlich ermannte er sich und schnitt blindlings ein paar große Strähnen ab.

Dann nahmen die beiden ihre Beschäftigungen wieder auf. Der Pfarrer sprengte das Zimmer mit Weihwasser und der Apotheker streute Chlor.

Indessen hatte Felicite eine Flasche Branntwein, einen Käse und ein großes Butterbrot auf die Kommode gestellt.

Sie setzten sich nieder, aßen, tranken, schwatzten und empfanden sogar, ohne zu wissen warum, jene unbestimmte Heiterkeit, welche uns oft nach einer langen Trauer ergreift. Beim letzten Gläschen klopfte der Priester dem Apotheker gemüthlich auf die Schulter und sagte:

„Wir werden uns schon verständigen."

Unten im Vestibul trafen sie auf die Arbeiter. Zwei Stunden lang mußte der arme Karl die Hammerschläge hören, welche im Hause wiederhallten. Man legte sie in den Sarg aus Eichenholz und setzte diesen sodann in die beiden anderen. Als endlich alle drei Deckel geschlossen und vernagelt waren, stellte man sie vor die Thür und ließ die Dorfbewohner herbeiströmen.

In diesem Augenblicke langte der Vater Rouault an. Als er das schwarze Tuche erblickte, wurde er auf dem Platze ohnmächtig.

X.

Er hatte den Brief des Apothekers erst 36 Stunden nach dem Ereigniß empfangen und infolge der behutsamen Ausdrucksweise des Herrn Homais konnte er nicht genau wissen, woran er eigentlich war.

Zuerst traf ihn die schreckliche Nachricht wie ein Schlaganfall, dann glaubte er, daß sie nicht todt sei. Aber wenn sie es doch war? ... Endlich hatte er seine Blouse angezogen, seinen Hut aufgesetzt, einen Sporen an seinen Schuh geschnallt und war in tollem Galopp davongeritten. Auf dem ganzen Wege verzehrte ihn die Angst um sein Kind. Einmal mußte er sogar absteigen. Er sah nicht mehr, hörte nicht, was um ihn herum vorging, und er fühlte, daß sein Kopf sich verwirrte.

Der Tag brach an. Unter einem Baume bemerkte er drei schlafende schwarze Hennen. Er erschrak über das böse Omen und zitterte. Dann versprach er der heiligen Jungfrau drei Chorröcke für ihre Kirche und gelobte, daß er mit bloßen Füßen von dem Kirchhof von Bertaux bis zu der Kapelle von Vassonville gehen wolle.

Er sagte sich, daß man sie retten würde, daß die Aerzte ein Heilmittel finden müßten. Alle wunderbaren Heilungen, von denen man ihm erzählt hatte, fielen ihm ein.

Dann sah er sie schon todt. Sie lag vor ihm, auf dem Rücken, mitten auf dem Wege. Er zog den Zügel an und die Erscheinung verschwand.

In Quincompoix trank er nacheinander drei Tassen Kaffee, um sich Muth zu machen.

Es war auch möglich, daß der Schreiber sich in dem Namen getäuscht hatte. Er fühlte den Brief in seiner Tasche, wagte ihn aber nicht zu öffnen.

Vielleicht war es nur ein schlechter Scherz oder ein Akt der Rache. Außerdem müßte man es nicht wissen, wenn sie todt wäre? Nein, nein, das Feld sah aus wie alle Tage, der Himmel war blau, die Baumkronen bewegten sich im Winde, eine Heerde Schafe ging vorüber. Ein Dorf flog an ihm vorüber. Er hatte sich ganz vornübergebeugt und spornte das Pferd so, daß das Blut herunterfloß.

Als er wieder zum Bewußtsein gekommen war, fiel er weinend in Bovarys Arme.

„Meine Tochter! Emma, mein Kind! Erklären Sie mir? . . ."

Der Andere erwiderte schluchzend:

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht! Es ist ein Verhängniß."

Der Apotheker trennte sie.

„Diese schrecklichen Einzelheiten sind ja unnütz. Ich werde dem Herren Alles mittheilen. Sehen Sie doch die Menschen, die da herumstehen. Würde, zum Henker, philosophische Würde, meine Herren!"

Der arme Karl wollte stark erscheinen und wiederholte mehrere Mal:

„Ja . . . Muth! Muth!"

„Jawohl," sagte der Landmann, „ich werde Alles auskosten."

Die Glocke fing schon an zu läuten. Alle waren bereit, man mußte aufbrechen.

Sie nahmen auf einem Sitz im Chore Platz und hörten dem Gesange zu. Herr Bournisien, in großer Gala, sang mit scharfer Stimme, er grüßte das Tabernakel, erhob die Hände und breitete die Arme aus. Der Sarg stand zwischen vier Reihen Kerzen. Karl hatte Lust aufzustehen und sie auszulöschen.

Dann versuchte er sich zur Erbauung des

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-18910906/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG